

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt

45 (5.11.1858) Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten

Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

N^o 45. Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 5. November 1858.

Der Blitzstrahl in den häuslichen Herd.

(Fortsetzung.)

Der weißhaarige Mann in dem Lehnstuhle ist Mr. Reed. Er hatte Glück in seinen Geschäften gehabt und sich von denselben einige Jahre vor dem Beginne unserer Erzählung gänzlich zurückgezogen. Zu jener Zeit war er schon Wittwer und die Familie bestand, außer ihm selbst, nur aus seinem Sohne William und seiner verwaisenen Grobnichte, Ida de Rozia. Ida's Mutter, eine geborene Irländerin, hatte sich mit einem Italiener verheiratet und in Ida's Charakter vereinigte sich die ganze Tiefe und Leidenschaftlichkeit des Vaters mit der hastigen, reizbaren Natur der Mutter; hierzu gesellte sich noch ein unbeherrschbarer Eigensinn, eine unzulängliche Urtheilskraft, und machte sie auf diese Weise zu einem Wesen, das eben so schwer zu leiten war, als es sich selbst beherrschen konnte. — Ein solches Geschöpf war Ida de Rozia, als sie in einem Alter von zehn Jahren durch den Tod ihrer Eltern der Pflege und Sorgfalt des bejahrten Mr. Reed anheimgestellt ward.

Bei William Reed's Rückkehr von der Universität zu Harvard war Ida ungefähr fünfzehn Jahre alt; seine ganze Phantasie wurde von der bizarren Cousine erregt, und, seltsam genug, auch sein Herz gab sich dem Zauber, den sie auf ihn ausübte, gefangen. Es konnte wohl kaum zwei Menschen geben, die sich in Charakter und Gefühlen sowohl, als in der äußeren Erscheinung so vollständig ungleich waren, als jene Weiden. Nichtsdestoweniger liebte er sie, wie er weder früher, noch nachher je wieder ein anderes weibliches Wesen geliebt hat, selbst nicht Emily May, das schöne Mädchen, welches er später heirathete. Ida aber verachtete ihn und spottete seiner Leidenschaft; er war für das phantastische Wesen eine zu alltägliche Natur, wie sie sich oft darüber ausdrückte.

Um diese Zeit betrat ein Schauspieler von großem, dramatischem Talente die Bretter einer der beliebtesten Bühnen in der Stadt, und Ida ging in Begleitung der Familie ihres Onkels in das Theater, um ihn spielen zu sehen. Ida besuchte zum ersten Male in ihrem Leben ein Theater, und als sie mit ihren Begleitern in einer der ersten Ranglogen Platz nahm, war sie eine zu neue, zu pikante Schönheit, ihr Interesse an Allem was vorging, gab sich auf zu frische, natürliche Weise kund, als daß sie nicht hätte Aufsehen erregen müssen. Ich weiß nicht, ob an einer magnetischen Bezauberung etwas Wahres ist, oder nicht; ich weiß nur, daß Ida's brennende Blicke, unbelümmert um die Menge, welche sie beobachtete, voll innerem Entzücken auf dem Schauspieler hafteten, daß sie der hinreichenden, feurigen Art lauschte, auf welche er die poesiereichen Reden des Schauspiels vortrug. Seine Aufmerksamkeit richtete sich alsbald auf das entzückte Mädchen, und so oft es sich im Verlaufe des Schauspiels traf, daß er vor dem Publikum erschien, hafteten seine Augen bei vielen der schönsten Stellen seiner Rolle mit Absicht auf Ida's Antlitz, deren Wangen sich bei seinen Worten und Blicken immer tiefer roth färbten, deren Augen immer glühendere Blitze schossen.

Nach Beendigung des Theaters fragte der „Stern“ einen seiner Freunde, wer jenes enthusiastische Kind im ersten Range gewesen sei. Es wurde ihm gesagt, und da er in den vornehmsten Zirkeln der Stadt entrée hatte, so fand er bald Mittel und Wege, sich in die Familie Mr. Reed's einführen zu lassen.

Der einfache, ahnungslose Greis und der edelgesinnte Jüngling hatten nicht den geringsten Verdacht, daß jener Mann von böser Absicht geleitet werden könnte und gewährten dem Glenden, dessen Name Binton war, die edelste, unbeschränkteste Gastfreundschaft. Während der ganzen Dauer seines Engagements in jener Stadt setzte er den vertraulichsten Verkehr mit der Familie fort. Er erlangte eine so vollkommene Herrschaft über den Willen und das Geschick seines erkorenen Opfers, daß sich ihm beim Ablaufe seines Engagements durchaus keine Hindernisse in den Weg stellten, um das Mädchen zu bewegen, ihm als compagnon de voyage nach Europa zu folgen. Leider war es nicht leidenschaftliche Liebe allein, welche ihn hierzu bewog, sondern Eitelkeit und Habsucht ließen es ihm ebenfalls höchst wünschenswerth erscheinen, die schöne, reichbegabte Ida mit sich fortzuführen.

Außer ihrer auffallenden Schönheit besaß Ida ein unvergleichliches Talent für Musik, eine Stimme von herrlichem Schmelz und Kraft, gepaart mit einem Ausdrücke im Vortrage, der sich nicht beschreiben läßt, den man aber begreifen kann, wenn man ihr Bild gesehen hat. Binton kannte den vollen Werth jener Gaben; er war es, der sie einst den „Dämon der Musik“ genannt hatte. Es schmeichelte seiner Eitelkeit im höchsten Grade, wenn er daran dachte, daß er den bedeutendsten Theatern der größten europäischen Städte einen neuen „Stern“ von herrlichstem Glanze zuführen würde, einen Stern, den er noch überdies sein Eigen nennen konnte, ohne durch die Bande der Ehe an ihn gefesselt zu seyn. Seine Habsucht zählte schon im Voraus die unermesslichen Summen, welche Ida verdienen und die ihre kindliche Unkenntniß der Welt ihm allein zur willkürlichen Verfügung stellen würde.

Und dieser gemeine, elende Mensch war es, den die enthusiastische Ida mit all' den Tugenden schmückte, von denen er mit so blühender Verehrtheit zu beklammern verstand, — um seinetwillen hatte sie Vaterland, Heimath, Freunde und Verwandte, ihren guten Ruf und die Ruhe des Herzens geopfert und war ihm nachgefolgt.

Die Bestürzung der Reed's, als sie Ida's Flucht entdeckten, war unbeschreiblich. William gelobte in dem ersten Sturme des Zornes: „Wenn Binton's Pfad je wieder den meinigen kreuzt, will ich ihn niederschließen, wie einen tollen Hund, — will ihn im Staube zertreten, wie eine giftige Schlange!“

Einige Zeit lang fanden die Freunde Ida's ihren Namen häufig in Zeitungen erwähnt. Bald hatte sie das Publikum London's begeistert, bald hatte sie in Paris, bald in Wien Triumphe gefeiert, allein seit zwei Jahren war ihres Namens nicht mehr Erwähnung gethan worden. Es schien, als hätte sie ihre Laufbahn am Himmel der musikalischen Welt gleich einem glänzenden Meteor durchwandert, der durch seine Pracht und Schönheit Aller Blicke auf sich zieht, und dann in unerforschliche Dunkelheit und Vergessenheit zurücksinkt.

Kurze Zeit nach Ida's Flucht verheiratete sich William Reed mit Emily May. —

Nach diesem langen und düsteren Umwege wollen wir nun wieder in den angenehmen, kleinen Familienkreis, mit dem ich meine Leser schon bekannt gemacht habe, zurückkehren.

Der alte Herr schloß die Bibel, in welcher er gelesen hatte,

nahm seine Brille ab und legte sie mit dem Buche auf den runden Tisch. Der junge Mann zog hierauf eine Zeitung aus seiner Tasche und begann aus derselben mit lauter Stimme vorzulesen. Hier unterhielt er seine Zuhörer mit einer Rede, die im Kongreß gehalten worden war; hier mit dem Berichte einer verheerenden Feuersbrunst; dann las er ihnen von dem Verfahren irgend eines Mäßigkeitsvereines, oder eine Kritik über einen oder den anderen beliebigen Redner vor, und in all' diesen verschiedenen Gegenständen wurde er häufig von den kritisirenden Reden des Greises unterbrochen, ja selbst die träge Schönheit auf dem Sopha warf diese oder jene Bemerkung dazwischen. Unter Anderem kam auch endlich ein Bericht über die feindliche Bewegung zweier junger Leute in der Straße, welche mit dem Tode des Einen und der Verhaftung und Einkerkerung des Anderen geendet hatte. Diese Begebenheit war in einer fernen Stadt vorgefallen. Der Artikel wurde ohne Zwischenbemerkungen gelesen und angehört, — es war ja etwas so Gewöhnliches! — und der Vorleser ging zu andern Angelegenheiten über, bis er mit der Zeitung zu Ende war, sie zusammenfaltete und weglegte.

Nicht die leiseste Ahnung flüsterte in dem Herzen jenes stolzen, jungen Mannes, daß er selbst, ehe eine Stunde verging, der Gegenstand eines solchen Zeitungsartikels seyn würde, daß vor Ablauf einer Stunde ein Blitzstrahl seinen häuslichen Herd treffen und seine Heimath in eine öde, verlassene Stätte umwandeln würde. —

Nachdem er das Zeitungsblatt weggelegt hatte, erhob er sich und griff nach seinem Hute, um auszugehen. Die indolente Schöne erhob sich mit Anstrengung von ihrem bequemen Plätzchen, ging in das Speisezimmer, mischte dort ein Glas Brantwein und Wasser, welches sie in das Wohnzimmer brachte, und es ihrem Gatten hinreichte, indem sie sprach:

„Trinke dies, mein Freund, es wir Dich gegen die Kälte schützen.“

Der junge Mann dankte ihr und leerte das Glas auf einen Zug. — Es wäre besser gewesen, wenn sie ihm jenes Glas Brantwein nicht gegeben hätte!

In einer benachbarten Straße, nicht weit von der Behausung Keed's, begegneten sich zwei junge Männer und gingen an einander vorüber; im nächsten Augenblicke wendete sich der Eine von ihnen schnell um, legte die Hand ziemlich unsanft auf die Schulter des Anderen, drehte ihn mit Gewalt herum, so daß sie einander gegenüber standen. Er rief:

„Ha! Schurke, hat der Teufel Dich endlich einmal verlassen und Dich meiner Rache in den Weg geführt?“

Der Fremde trat einen Schritt zurück, warf den Kopf hochmüthig empor, und sprach finster, obgleich mit vollkommener Selbstbeherrschung:

„Wer sind Sie, Herr? Was bezwecken Sie mit einem solchen Anfälle eines gebildeten Mannes?“

„Wer ich bin? Ida's Rächer, — der Rächer Deines Opfers! — Wer ich bin! Dein Henker!“ rief William Keed.

„Ah!“ entgegnete der Fremde, sarkastisch lachend, „jetzt erkenne ich Sie; der wahnsinnige Liebhaber jenes einfältigen Mädchens, das so lange um ein gewisses, glänzendes Licht flackerte, bis seine Schwinger davon versengt wurden. Nun, was haben Sie denn vor?“

„Glender! — Züchtigen will ich Dich, wie Du es verdienst!“

„Habaha!“ lachte Vinton, denn er war der Fremde. „Nun gut, fangen Sie nur damit an, aber schnell, denn die Hochzeitsgäste und meine Braut erwarten mich mit Ungeduld.“

„Sarkastischer Teufel! Du wirst nicht zu Deinen Hochzeitsgästen gehen, — wirst Deine Braut nicht umarmen. Antworte mir, denn Dein Leben hängt von Deiner Antwort ab: Wo ist Dein Opfer?“

„Ich möchte Ihnen nicht gern Leid zufügen, mein guter Bursche,“ sprach Vinton mit kalter Verachtung. „Lassen Sie mich gehen.“

Keed erhob eine Pistole und legte auf Vinton an, während er zwischen den Zähnen zischte:

„Wo ist Ida de Rozia?“

„Wissen Sie dies wirklich nicht? Sind Sie ihr niemals zufällig Abends in den Straßen begegnet?“

„Teufel!“ leuchte Keed. „Du erbärmlichster aller Teufel, die je auf Erden erschienen sind! Wo ist sie? Sage mir es, und dann geh' wieder hinab, zur Hölle!“

„Sie finden sie wahrscheinlich in Five Points,“ entgegnete Vinton, indem er sich plötzlich von Keed losmachte und an ihm vorüberging.

Außer sich vor Leidenschaft erhob Keed seine Pistole und feuerte.

Vinton stürzte, durch das Herz getroffen, zu Boden. Es sammelte sich sogleich eine große Menschenmenge; der Mörder gab sich selbst zu erkennen und wurde in das Gefängniß geführt.

Jetzt aber zu einer anderen Wohnstätte, über welcher die verderbenbringende Gewitterwolke schwebt, ohne einen warnenden Schatten zu werfen. Es war ein ansehnliches Gebäude, aus dessen hohen Fenstern Ströme blendenden Lichtes flossen. In seinen Räumen ertönte rauschende Musik; vor der Einfahrt hielt eine große Anzahl eleganter Equipagen.

Agnes Ray, die einzige Tochter und Erbin jenes Hauses, sollte heute vermählt werden.

Treten wir in das Ankleidezimmer der Braut, das im ersten Stocke des Hauses liegt; jene schöne Mahagonithüre zur Rechten führt uns gerade hinein. Man könnte fast glauben, in dem Gemache irgend einer königlichen Schönen des Morgenlandes zu seyn. Hohe Spiegel in polirten Rahmen der kostbarsten Holzarten geben die prächtvollen Geräthe des Zimmers vervielfältigt wieder. Die Fenster werden von schweren, rothseidenen Gardinen eingerahmt; Ottomanen und Kissen vom schwersten Sammet stehen und liegen zerstreut auf dem weichen Teppiche. Frische Blumen blühen in kostbaren Porzellanvasen und erfüllen die Luft mit dem lieblichsten Wohlgeruche.

Aber die Braut! — Sie steht vor einem der großen Spiegel und eine Dienerin ist damit beschäftigt, die reiche Brauttoilette zu beendigen, indem sie einen Zweig von Orangenblüthen in die glänzenden Locken windet. Sie steht vor dem Spiegel, allein ihre Blicke sind nicht auf die schöne, königliche Gestalt gerichtet, welche ihr aus demselben entgegenstrahlt. Die großen, schwarzen Augen werden durch die langen Augenwimpern ver- schleiert; um die vollen Lippen spielt ein seliges Lächeln, ein rosa Schimmer bedeckt die runden Wangen. Das ganze Gesicht athmet in stiller, inniger Freude. Da nähert sich Jemand, ein Arm schlingt sich um die Taille der schönen Agnes und eine sanfte, flüsternde Stimme ertönt, an die Brautjungfern gerichtet, welche sich im Ankleidezimmer befanden:

„Lassen Sie uns einige Augenblicke allein, meine Theuren; erwarten Sie in dem Saale die Ankunft des Bräutigams und seiner Freunde, die nicht lange mehr ausbleiben können. Der Bischof ist schon in dem Salon.“

Die jungen Damen zogen sich zurück und ließen Agnes mit ihrer Mutter allein. Diese Dame stand noch in der Blüthe ihrer Jahre und ihrer Schönheit; ihre anmuthige, majestätische Gestalt wurde durch eine reiche und geschmackvolle Toilette auf das Vortheilhafteste gehoben. Sie zog Agnes an ihr Herz und sprach, durch die hervorquellenden Thränen lächelnd:

„Du bist sehr, sehr glücklich, nicht wahr, mein einziger Liebling?“

„Fürchterregend glücklich, beste Mama! Ich zittere immer,

das mein Glück nicht von langer Dauer seyn werde. Ist das nicht räthselhaft? Es ist mir, als ob ich einen seligen Traum hätte, aus dem ich beständig fürchte, erweckt zu werden."

„Mögest Du lange träumen, meine Agnes!“
(Fortsetzung folgt.)

Eine Phantasie-Reise im Weltall.

(Fortsetzung.)

12. Wir machen Station.

Möchte es nun nach dem Gesagten schon etwas ungerathen seyn, einen Besuch auf der Sonne abzustatten, so hält uns der Gedanke am meisten davon ab, daß wir für unsere Kenntniß wenig oder gar nichts von demselben zu gewinnen hoffen dürfen.

Sicherlich werden Viele hierbei ausrufen: „Wie, ein Besuch auf der Sonne sollte keine ungeheures Bereicherung unseres Wissens seyn? Ihr würdet uns erzählen können, was da alles zu sehen ist, was da für Städte, für Häuser, für Landstraßen, für Menschen, für Thiere, für Berge, für Steine, Gewässer existiren, und das sollte kein Gewinn für unser Wissen, keine Erweiterung unserer geistigen Erkenntniß werden? — Das ist unmöglich richtig!“

Und doch ist es so. — Und warum? — Weil wir Phantasie-Reisenden, wenn wir auch all' das zu sehen bekämen, nicht im mindesten wissen würden, was wir sehen.

Sollten wir nicht die Städte als solche erkennen? — Ja, wenn sie in Form und Zweck unseren Städten gleichen; aber bedenken wir nur, daß auf der Sonne weder Sommer noch Winter herrscht wie bei uns, daß vielleicht dort so gut wie gar kein Wetter existirt, daß es dort schwerlich regnet und sicherlich nicht schneit und friert, daß also vernünftige Wesen daselbst ihre Häuser zu ganz andern und völlig unbekanntem Zweck errichten, damit sie ihnen Schutz gewähren gegen einen Naturzustand, den wir gar nicht begreifen, so läßt sich tausend gegen eins wetten, daß wir mit all' unserer Phantasie und Wissenschaft stundenlang ein Haus sehen könnten, ohne die leiseste Ahnung, daß dies ein Haus sei. Würden wir aber kein Haus als Haus erkennen, wie sollen wir wissen, ob das, was wir sehen, Städte sind?

Aber Pflanzen würden wir doch erkennen?

Auch das glauben wir nicht!

Wenn ein Baum auf der Sonne ungefähr so geschaffen wäre, wie unsere Bäume, ginge es noch an. Aber das ist gewiß nicht so. Die Naturzustände sind dort so entschieden anders, daß ein Pflanzengeschlecht, wenn es dort existirt, sicher nicht die allergeringste Aehnlichkeit mit unserm besitzt. Wozu sollten einem Baum auf der Sonne Wurzeln, wenn es nicht regnet, und also kein Wasser im Boden vorhanden ist, um durch die Wurzeln dem Baum Nahrung zuzuführen? Wozu ein Laub aus Blättern, wenn keine Luft, sondern eine Lichtbülle die Sonne bedeckt? Und wozu ein Stamm, wenn keine Wurzeln und kein Laub da ist. Eine Pflanze steht vielleicht auf der Sonne aus, wie bei uns ein Stein, und nur wenn wir einige Jahre Zeit zur Beobachtung hätten, würden wir es am Wachsen merken, daß dies eine Pflanze ist. Mit dem ersten Blick aber erkennen wir schwerlich irgend ein Ding auf der Sonne und lehren von der gefährlichen Reise ebenso dumm beim, wie wir abgesetzt sind.

Aber, um die Neugierde zu befriedigen, sollten wir wenigstens einen Stein oder irgend ein Stückchen Lichtbülle von der Sonne mitbringen, das würde gewiß ein Gegenstand ernstlicher Forschung für Alt und Jung werden und mühte unsere Kenntniß auf Erden ein großes Stück bereichern.

Freilich, das hat seine Wichtigkeit; aber es lohnt sich nicht, Gegenstände von solcher Ferne zu holen, wo die Erde selber voll ist von Gegenständen, die nicht nur die Neugierde, sondern die Wissbegierde vollauf zu beschäftigen verdienen. Ein Stückchen Stein von der Sonne würde freilich alle Welt in Alarm versetzen; aber fehlt es denn an Steinen auf Erden, von denen Millionen und Millionen Menschen ebensowenig wissen, wie von einem Stein aus der Sonne? Wie viele gibt es, die einen Angit nicht zu unterscheiden wissen von einem Bergkristall! Wie wenige Menschen kümmern sich um die Mineralogie auf Erden! Sollen wir, um ihre Neugierde zu befriedigen, eine gefährliche Reise in die Sonne hinein machen, um ihnen einen Stein zu holen, so müßten wir mindestens den einen Trost haben, daß auf Erden die Gesteine bereits von allen Neugierigen gekannt und erforscht sind. — Gewiß auch ein Stückchen Lichtbülle wäre ein ungeheures Schauspiel für die Neugierde der Menschen; aber die Sonne ist so freundlich und schickt alltäglich einige Quadrillionen Strahlen nach der Erde, und an diesen Strahlen hat man Gelegenheit, viel von der Natur des Lichtes zu lernen, die „Brechung des Lichtes“ die „Beugung“, die „Interferenz“, die „Polarisation“ und noch viele Gesetze wunderbarer Art, reichhaltig genug, um Neugierde zu bannen und Wissbegierde zu befriedigen und noch manches Jahr-

hundert lang die Denker zu beschäftigen. Man sei uns deshalb nicht gram, wenn wir auch wegen des Stückchens Lichtbülle nicht die gefährliche Reise bis in die Sonne unternehmen, und damit warten, bis mindestens das Licht, das die Sonne uns alltäglich sendet, von der Wissbegierde der Menschen völlig erforscht worden seyn wird.

Wir machen deshalb in einiger Entfernung von der Sonne Halt und werfen ungefähr 200,000 deutsche Meilen von ihr entfernt unter und zwar an einer sehr berühmten Stelle, an der Stelle, wo der große Komet im Jahre 1680 der Sonne am nächsten stand und dann in einer merkwürdigen Wurslinie wieder davon ging, um wie der große Astronom Wessel berechnet hat, nach circa 8000 Jahren wiederzukommen, wieder die Sonne anzugucken, oder sich von ihr durchscheinen oder durchwärmen zu lassen, um sodann wieder auf und davon zu rennen und zwar auf neue 8000 Jahre.

Hier machen wir Halt, und es ahnt uns so, daß wir auf unserer Reise noch irgendwo einem Kometen begegnen werden, um ihm einen Gruß an den großen Herumtreiber von 1680 aufzutragen, dessen Landungsplatz wir inne haben und auf dem wir's uns gemüthlich machen müssen, da wir so manch' Interessantes zu betrachten haben.
(Fortsetzung folgt.)

Der erste Luftschiffer in Constantinopel.

Das Steigen eines Luftballons war noch vor 30 Jahren in Constantinopel ein unbekanntes Schauspiel und der erste tüchtige Luftschiffer, der sein Glück im Oriente versuchte, ein junger schöner Engländer, Namens Harris. In Pera wohnte damals ein mingrelischer Wein- und Liqueurhändler, der eine einzige Tochter hatte, deren Schönheit und Sanftmuth allgemein gerühmt wurden. Die Gerüchte von dieser Schönheit setzten das Herz des Engländers in Flammen, der aber auch zugleich die Vortheile berechnete, die er haben mußte, wenn eine orientalische Schönheit an der Kasse saß und die Billets verkaufte. Er ging zu dem Weinhändler und bielt um dessen Tochter an. Harris war damals mit Geld wohlversehen, er hatte Empfehlung von seinem Gesandten, der ihm das Wort rebete. Der Verbindung also stand Nichts im Wege. Seine Schwiegereltern konnten sich freilich keinen rechten Begriff von seinem Stande und Gewerbe machen, sie dachten aber ein englischer Luftschiffer müsse ein hoher Posten seyn; die Vermählung ward vollzogen und Harris verliebte sich sterblich in seine junge Frau, so daß er an die Ausübung seines Gewerbes lange nicht dachte. Aber seine Kasse erschöpfte sich, und er ließ endlich in Constantinopel bekannt machen, daß er gen Himmel fliegen würde. An den paradiesischen Begräbnisplätzen von Pera, im Angesichte des Meeres von Marmora, sollte der Ballon steigen.

Der Großsultan hatte sich eingefunden und saß mit seinem glänzenden Gefolge unter einem Zelte; eine unabhäbbare Menge von Türken, Armeniern, Griechen u. s. w. drängte sich um die Schranken, die der Ballon fast zur Hälfte überragte.

Der alte Mingrelier trat noch einmal zu seinem Schwiegersohne, um ihn vor einem so rucklosen Unternehmen zu warnen; aber Harris lächelte und wollte eben die Gondel besteigen, als auch Zaidé, seine Frau, sich ihm zu Füßen warf.

„Wir sind erst so kurze Zeit verheirathet,“ flehte sie, „und schon willst Du mich verlassen? Laß mich wenigstens Dein Schicksal theilen und nimm mich mit Dir.“

Harris überlegte einen Augenblick und prüfte den Wind, dann hob er seine junge Gemahlin in die Gondel, folgte ihr und der Ballon stieg.

Die Muselmänner sahen mit Bewunderung, wie europäische Industrie ihre Märchenträume verwirklichte, sie jauchzten und applaudirten wie trunken von Opium. Harris streckte jetzt beide Arme aus und feuerte seine Pistolen ab, dann reichte er seiner Gattin die türkische Fahne, er selbst ergriff die englische, und eng umschlungen schwangen sie die Fahnen in dem azurblauen Aether.

„Ach!“ seufzte die Mutter Zaidé's, als selbst der Ballon ihren Augen entschwunden war, sie sind im Himmel. Wir werden unsere Kinder nicht wiedersehen.“

„Und sieh' nur,“ sprach der Mingrelier, auf die Kasse zeigend, „welch' einen Haufen Gold und Silber sie uns hinterlassen haben.“

Aber schon am folgenden Tage lehrte das Paar zurück, zum Staunen aller Türken, die steif und fest geglaubt hatten, der Engländer sei mit seiner Frau lebendig in den Himmel geflogen.

Für Theetrinker.

„Die Theeblätter,“ bemerkt der Verfasser eines sehr lehrreichen Artikels „über die Veränderungen in der Ernährung der europäischen Völker seit dem 16. Jahrhundert,“ enthalten sehr viel nährnde Substanzen, daß wir uns, wenn wir sie als Gemüse essen wollten, davon mit demselben Erfolge wie von Erbsen und Bohnen nähren könnten.

Die Charakteristiken im Theeblatt enthaltenen Stoffe sind ein flüchtiges Del, Thein, und Gerbsäure. Letztere ist es, welche dem Thee seine Farbe giebt. Sie löst sich im Wasser langsamer als das Del und das Thein. Diese beiden Stoffe werden sehr rasch aufgelöst, und wenn man daher den Thee „länger ziehen“ läßt, so bemächtigt man sich fast nur der noch ungelösten Gerbsäure. Diese giebt dem Thee einen zusammenziehenden Geschmack und trägt wahrscheinlich zu den ermunternden Wirkungen jenes Labials nichts bei, obgleich auch eine andere Ansicht darüber vertheidigt werden kann. Gerbsäure gewinnt man aus Eichenrinde und benutzt sie bekanntlich als Loh bei der Lederbereitung. Unser Magen wird daher einem ganz ähnlichen Vorgange ausgesetzt, wenn wir im Thee viel Gerbsäure trinken. Er wird buchstächlich gegerbt und eine Folge davon ist es, nach der Ansicht mancher Chemiker, daß leidenschaftliche Theetrinker, wie die Engländer, ihre Suppen so höllisch würzen, Senf, Pfeffer, Salz u. s. w. in solchem Uebermaße verbrauchen. Daß aber wirklich Gerbsäure in unserer Theekanne enthalten, davon kann sich leicht Jedermann überzeugen. Die Galläpfel enthalten nämlich wie der Thee Gerbsäure, und Gerbsäure mit einer Lösung von Eisenvitriol giebt unsere Tinte. Man braucht daher nur in einen braunen Theeaufguss etwas Eisenvitriolauflösung zu gießen, so erhält man eine ganz brauchbare Tinte. In hundert Loth Thee ist ein Loth Theedil enthalten, ein flüchtiger Bestandtheil, dem das Aroma und der Geschmack des Thees im hohen Grade eigen ist. Wahrscheinlich rührt die narotische Wirkung des Thees von diesem Oele her. Dieses Oel ist es, welches den Theeloffern Kopfschmerz und Schwindel verursacht und weshalb der frische Thee eine eigenthümliche berausende Wirkung hat. Die Chinesen lassen aus Vorsicht den Thee immer ein Jahr alt werden, so daß sich ein Theil dieses Oels verflüchtigen kann. Ein Jahr und mehr als dieses muß nothwendig verstrichen seyn, ehe der Thee in unsere Haushaltungen gelangt, so daß wir jenes Oel nicht mehr zu fürchten haben.

De mortuis nil nisi bene.

In den Anzeigen einer gewissen Zeitung einer gewissen Stadt kam einst folgende gewisse Todes-Anzeige:

„Gestern verblüht unsere innigstgeliebte Gattin, Mutter und Schwägerin N. N. selig in dem Herrn; wer die Verblühtene kannte, ein Muster der Frauen und Mütter, wird unsern gerechten Schmerz zu würdigen wissen.“

Tags darauf kam eine gewisse Frau von Maier zu einer gewissen Frau von Huber zu gewissem Besuche, sie setzten sich zur Chocolade nebst gewissem obligaten Backwerk, und es begann folgendes gewisse Gespräch:

von Maier. „Also die Dings ist gestorben!“

von Huber. „Hab's gehört, brave Frau, wird allgemein bebauert.“

von Maier. „Ja, sehr brav, doch einen Fehler hat sie g'habt, sie war ziemlich hoffärtig und stolz, aber natürlich, das bleibt unter uns, nicht wahr?“

von Huber. „Gewiß, verlassen Sie sich auf mich.“

Die gewisse Frau von Maier nahm Schleier und Hut und Sonnenschirm, empfahl sich, und andern Tags machte die gewisse Frau von Huber einer gewissen Frau von Müller eine Visite; als sie bei Thee mit gewissem Zwieback saßen, begann Frau von Huber: „Also, die Dings ist gestorben!“

von Müller. „Hab's gelesen; brave Frau.“

von Huber. „Ja, so ziemlich, doch so ein Paar Fehler hat sie g'habt, war ziemlich hoffärtig und stolz und etwas geizig, aber unter uns gesagt, nicht wahr?“

von Müller. „Ganz unter uns.“

Frau von Huber empfahl sich; am folgenden Tag aber kam die gewisse Frau von Müller zu einer gewissen Madame Weiß, setzten sich zu Kaffee nebst gewissem Zuderbrod, und Frau von Müller sprach unter Anderem:

von Müller. „Also, die Dings ist gestorben!“

Weiß. „Hab's vernommen, brave Frau!“

von Müller. „Ja, ziemlich; doch manchen Fehler hat sie g'habt, hoffärtig, stolz, schredlich geizig und ziemlich leicht, aber 's bleibt unter uns!“

Und die gewisse Frau von Müller verabchiedete sich; am nächsten Tage aber ging die gewisse Madame Weiß zu einer gewissen Madame Schwarz, saßen bei Bier nebst gewisser Wurst und duffigem Käse und Madame Weiß sagte:

Weiß. „Also die Dings ist gestorben!“

Schwarz. „Leider, brave Frau.“

Weiß. „Passirt, viele Fehler g'habt; so hoffärtig und stolz, erschredlich geizig und leicht, ja man munkelt allerlei; doch es bleibt natürlich unter uns gesagt, verstanden?“

Und sie ging, die gewisse Madame Weiß; die gewisse Madame Schwarz jedoch kam am nächsten Tage zu einer gewissen Gall; sie

ward mit Schnaps nebst gewissen trocknen Brodchnitten regalist und sing sogleich an:

Schwarz. „Also, die Dings ist gestorben!“

Gall. „Ja, soll brav gewesen seyn.“

Schwarz. „So? das heiß' ich auch brav, sauber, wenn man so hoffärtig, so stolz, so geizig und so leicht ist? Da hört man saubere Geschichten, mag's gar nicht erzählen, mühte mich ichämen, sag's auch bloß zu Ihnen nur aus Vertrauen!“

Und sie entfernte sich, die gute gewisse Madame Schwarz; wohin aber die gewisse Gall ging, ist nicht ermittelt.

Drei Tage darauf aber erschien in demselben gewissen Blatte derselben gewissen Stadt folgendes gewisse Inzerat:

„Zu meinem Debauern sehe ich mich genöthigt, 100 fl. Belohnung demjenigen zu ertheilen, der mir die Urheber der Verleumdungen und böswilligen Gerüchte über meine selige Frau nennen kann; jeder ehrliche Mann, jedes ehrliche Weib wird hiezu nach Pflicht und Ehre aufgefördert!“

Sechs gewisse Tage hintereinander erschien in selbem gewissen Blatte selber gewissen Stadt selbes gewisse Inzerat mit selben gewissen Lettern, aber es bleibt gewiß, daß Niemand Gewisser erschien, der selbe Urheber nennen konnte.

Und dieselbe gewisse gute, brave Frau blieb in der ganzen gewissen Stadt verschrien als ein Ungeheuer von Laster.

Sprachwörter.

+ Fauler Leute haben faule Anschläge.

+ Feindes Gaben gelten nicht.

+ Feuer und Wasser sind zwei gute Diener, aber schlimme Herrn.

Goldföner.

** Glückselig lebt der Mensch, der seine Pflichten kenne,
Und seine Pflicht zu thun aus Menschenliebe brenne,
Der, wenn ihn kein Beruf, kein Amt, kein Eid verbände,
Doch Amt, und Eid, und Pflicht schon in sich selber fände.
* * * Wer die Kinder zu früh und zu viel anlacht, weint hinten-
nach mit ihnen, oder über sie.

** Das Gefühl der Würdigkeit, Mensch zu seyn, d. i. das erhabene Bewußtseyn, so zu denken, so zu handeln, daß ich bei jedem Blick in mein Innerstes, in mir selbst, den würdigen Mitarbeiter der allgemeinen Natur zum höchst vollkommendsten Endzweck erkennen muß; dieses Gefühl halte ich für die Grundfeste wahrer Glückseligkeit. Beständige Selbprüfung muß die unzertrennliche Gefährtin auf dem Wege dahin seyn. Marc Aurel.

Stechpalme.

← Mancher Bräutigam macht an seinem Hochzeitstage eiaentlich ein Testament, denn sein „Ja“ vor dem Altare ist sein letzter Wille.

Homonymie.

Ich bin ein Schweizerkanton
Mit freien Mannen im Land,
Mich schützen nicht Fürsten noch Thron,
Doch steh' ich mir tapferer Hand,
Wenn drohende Feinde mir nah'n,
Ich weiß sie mit Muth zu empahn.
Auf mich wartet mancher Baron,
Manch' reisende Dame zugleich,
Ich nahe mit gellendem Ton
An Pilgern und Schützen oft reich;

Und wer mich etwa verfehlt,
Die Straf' und den Fußweg dann wählt.


Der Bauer und Feldherr mich führt,
Dem Ersten sehr nützlich ich dien',
Wenn die Trommel des Krieges man rührt,
So stell' ich dem Andern mich hin;

Dann ruft er: „Ihr Kinder haut drein,“
„Die Schlacht muß gewonnen heu' seyn.“ C. Jul. Gr...

Auflösungen der Räthsel in den vorigen Numern:

Laternenpfahl.

Reiswellen.

 Von den Jahrgängen 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855, 1856 und 1857 des Unterhaltungsblattes, erlassen wir den broschirten Jahrgang zu dem billigen Preis von 1 fl. und von den gemeinnützigen Blättern zu 12 kr. Die Bestellungen auf diese älteren Jahrgänge wollen direct bei der Redaction gemacht werden, worauf solche gegen Postnachnahme verfenbet werden.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wihl. Brandeder.